

Leseprobe Offene Blende

ANTJE RÁVIC STRUBEL

SEVEN Blow up

Die Panik wich mit dem Klang von Jos Stimme am anderen Ende der Leitung. Sie erzählte kurz, sachlich und ohne Umschweife und bemühte sich, Harvey nicht noch stillschweigend zum besten aller Weihnachtsgeschenke zu machen. Dann klackerte das Wechselgeld durch. "Er wird also überhaupt nicht mehr sprechen", hatte Jo gesagt, wie eine Feststellung für sich selbst, und im Hintergrund redete jemand, ein Arbeitskollege oder das Radio, und eine Tür ging, und schließlich war es zu wenig gewesen, was Jo gesagt hatte. "Was ist das nur mit uns", sagte Leah dem eingehängten Hörer, "warum sage ich dir nicht, dass deine Stimme aufregend ist, und dass mir die Stimme nicht reicht. Was hat das eine schon mit dem anderen zu tun." Sie wachte auf vom Schweigen des Nachrichtensprechers. Sonne stach durch den Vorhang, und das Telefon klingelte. Für einen Moment lag sie ganz starr. Dann fiel ihr ein, dass es auch Peters sein konnte. Sie stand auf, und als sie abnahm, war es nicht Peters. "Leah? Hab ich dich geweckt?"

"Nein nein." Sie war ganz atemlos und verknittert und hoffte, Jo würde nichts davon hören. "Danke für deinen Anruf gestern. Ich dachte, wir könnten vielleicht, wenn du Zeit hast, ins Theater oder so." Jos Stimme klang ganz normal; kein Flüstern, kein Ausrutscher, und schon der Gedanke an irgendwelche Fragen war Leah peinlich. "Treffen wir uns dort? Greenwich Village, Barrow/Ecke West Street. Halb acht? Ich würde mich freuen." Kein Wort von Harvey. Und nicht der Funke einer Erklärung. Sie tat so, als hätten sie sich vor einigen Tagen wie üblich voneinander verabschiedet. Aber die Baumspitzen vor dem Fenster glitzerten im Morgen. Leah nahm den Tag in die Hand, griff zwischen seine Flügel, um ihn aufzuziehen wie diese mechanischen Aluminiumvögel. Nach zweimaliger Drehung liefen sie von selbst. Das war das Risiko; ihn wegzugeben, ihn auf zwei Vogelfüßen laufen zu lassen, nachdem sie ihn einmal in der Hand gehalten hatte.

Sie setzte sich auf den Sofatisch, gab Jos Stimme Gesicht und Beleuchtung und überlegte, was sie zuerst tun sollte. Rendezvous waren ein überstrapaziertes Bild von zwei Menschen bei Kerzenlicht und Wein. Sie beschloss, Alkohol zu kaufen. Für alle Fälle.

An der Kasse des Supermarkts waren die Papiertüten ausgegangen, und die Wagen stauten sich, während ein grauhaariger Schwarzer ein neues Paket Tüten anriss und ihr zublinzelte. Beim ersten Mal, als er einfach ihre Einkäufe vom Band genommen hatte, hatte sie gedacht, er würde sie beklauen. Einen Moment später hatte der Mann ihr die gepackte Tüte hingehalten und gefragt, ob sie Begleitung wünschte. Auch das hatte sie erst falsch verstanden, sich vergewaltigt geglaubt und gleichzeitig des Rassismus überführt, bis sie bemerkt hatte, dass es üblich war, sich die Tüten bis vor die Wohnungstür tragen zu lassen. Die Supermärkte schickten ihre Sklaven mit. Das ganze Land war eine Sklaverei, selbst in der Wallstreet gab es nur Sklaven, dort buckelten sie das Geld zwischen den Schultern weg, verstopften die Büros, so wie die Tüten inzwischen ihren Küchenschrank verstopften. Als sie versucht hatte, die Tüten abzulehnen, hatte niemand darauf reagiert. Die Kassiererin hatte nur irritiert geguckt und weiter mit den Fingernägeln Zahlen in die Kasse geschnäbelt. Auf der Straße war der Morgen ein belangloser Morgen. Im "DTUT" auf der Second Avenue putzten zwei Mädchen die Fensterscheiben. Vorm Grocery Store saß ein Bettler. Er war nichts gegen ihren eigenen Morgen mit einem riesigen, tiefroten Sonnenaufgang und Jos Haaren, die in der Sonne glitzerten. Sie verstaute die Flaschen im Kühlschrank.